

Limmat Spritzer

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **94 (1968)**

Heft 42

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Chauf no eis!

Die Saison der Abendunterhaltungen von Vereinen hat angefangen. Zwischen Unterhaltungsprogramm und Tanz ziehen Holde mit Körbchen oder Schachteln von Tisch zu Tisch und fragen: «Chaufed Si au es Los?» Die Tombola ist wesentlicher Bestandteil der Vereinsabende: Gönner stiften Preise, und der Verein finanziert durch Losverkauf den gemütlichen Abend.

Mit den Losen ist es wie mit den Menschen. In beiden Fällen hat's Nietens darunter. Der Unterschied: Man weiß, daß im Schnitt bei Losen eines von zehn laut Gesetz ein Treffer sein muß. Wie es bei den Menschen mit Nietens und Treffern steht, weiß man hingegen nicht genau. Man vermutet es höchstens, wobei sich die Vermutung gelegentlich – und das nicht nur bei Föhn – zu Befürchtungen ausweitet.

Was ich eigentlich erzählen wollte: Kürzlich bin ich wieder einmal schwach geworden und habe Tombolalose gekauft. Grüne und erben, rote und blaue. Auf dem ersten stand schlicht: «Geduld ... die Fische beißen auch nicht immer an.» Ich entfernte das Ringlein vom zweiten Los und glättete das Papierröllchen. Wiederum ein Spruch: «Noch nicht gewonnen? Versuchen Sie es einmal mit der linken Hand!» Nummer drei: «Jetzt bisch du nomol dr Dümmer, aber d'Pryse warte uf e Gwinner.» Nummer vier: «Numme nit verzage, muesch es nomol wage.» Nummer fünf: «Sich ergere het kei Sinn, chauf no eis u gwinn!» Ich kaufte weitere fünf Stück, diesmal, wie geraten, mit der linken Hand aus dem Körbchen pickend: «Bi myr», sagte die Verkäuferin, «sind di guete, Si wäärdeds gsee!» Ich öffnete, sah, siegte vorderhand nicht. Auf Nummer sechs stand nämlich bloß: «U si die Löösl no so chly, es guets isch doch derby.» Auf Nummer sieben: «Beschte Dank!» Bitte bitte, verhältnismäßig gern geschehen! Auf Nummer acht: «Ds Glück muesß me doch e chlei erzwinge.» Nummer neun ... ja, das war nun wirklich eine Ueberraschung: Zahl statt Spruch. 426 oder so. Hurra, hurra!

Kleiner Dämpfer auf dem zehnten Los: «Mit dr ganze Hand muesch dry, de isch es guets derby!» Nun ja, Nummer neun hatte mich zuversichtlich gestimmt. Also denn: «Fräulein, gänz mer nomol föif!» Auf dem elften Los stand: «Fasch gar hets bisse!» Auf dem zwölften: «Geduld, die Fische ...» Moment, diesen Nietenspruch kannte ich schon. Nummer dreizehn war ein Treffer. Ich bin trotzdem nicht abergläubisch. Nummer vierzehn: «Nit noloh gwinn!» Nummer fünfzehn: «No es bitzeli Muet, es wird scho guet!»

Zum letzten Male zückte ich den Beutel. «Si müend nu di richtig Farb nää», scherzte die Losverkäuferin. «Und weles isch di richtig Farb?» fragte ich. «Hä, die wo gwüunt!»

Die letzte Serie mit Nummer sechzehn begann nicht vielversprechend: «I ha halt kei Glück!» Dann folgte: «Nach em Räge schynt d'Sunne, mit em nöchste wird gwunne.» Aber es kam anders: «Lieber z'Gält bim Spiel verlüüre, als z'viel gäh bi de Stüüre.» Das zweitletzte Los, sehr passend: «Di hei mer jetz verwütscht, die Guete si dr zwüsche düre grütscht.» Und das allerletzte, blau-violett: «Wäge däm muesch du nit truurig sy!»

Ich war nicht traurig, sondern holte später meine zwei Treffer: einen Kleiderbügel und eine prächtige Zunge, an der sich eine Familie sehr wohl satt essen kann. Und außerdem faßte ich die Tombolalosesprüche in diesem Artikel zusammen, von dem freilich der Redaktor allenfalls sagen kann: «Auch eine Niete!»

Orgelnarreteien

Vor wenigen Monaten ist die Kunstmalerin Helen Dahm gestorben. Ein paar Jahre vorher hatte sie in Oetwil am See ihren 85. Geburtstag gefeiert, an den ich mich erinnere. Helen Dahm ließ damals Champagner auffahren. Zu den Gratulanten gehörte der damalige Zürcher Stadtpräsident Dr. Emil Landolt. Er brachte ein Blumenbukett mit Tulpen und Flieder und eine Kiste mit. Nein, man verstehe mich nicht falsch: keine Kiste, sondern eine Kiste Wein. Außerdem spielte er für Helen Dahm alte Weisen auf einer Drehorgel.

Drehorgeln sind in Zürich wieder Mode. Allerdings: Heute gilt als gehobene Attraktion, was einst Armeute-Instrument gewesen. Und wenn an einem gehobenen Anlaß eine Drehorgel mitwirkt, pflegen die Leute zu fragen: «Wohäär händ er die, vom Schifferli oder vom Blueme-Vogel?» Was daher kommt, daß namentlich diese zwei Männer in Zürich Drehorgeln sammeln und gelegentlich ausleihen oder sonstwie zur Verfügung stellen.

Peter Schifferli zum Beispiel, im Hauptberuf Verleger und Betreuer

zahlreicher Autoren von Fridolin Tschudi bis Hans Urs von Balthasar und von Werner Bergengruen bis Friedrich Dürrenmatt, betreibt das Sammeln von Drehorgeln, Chiliborgeln und Musikdosen als ausgedehntes Hobby, wozu er ein Sprichwort zu zitieren pflegt: «Wer kein Steckenpferd reitet, den reitet der Teufel.»

Mit Begeisterung bringt er seine Instrumente selber in Gang und mag dabei an Karl Kraus denken, der sowohl den Satz «Ein Leierkasten im Hof stört den Musiker und freut den Dichter» geschrieben hat als auch das Wort: «Was ist die Neunte Symphonie neben einem Gassenhauer, den ein Leierkasten und eine Erinnerung spielen!»

Schifferli gehört zu den ausgesprochenen Drehorgelnarren. Er pflegt seine Sammlung und läßt sie vom Fachmann pflegen. Er dreht an den Dingen wie ein Wiener Werkelmann. Und er ist verliebt in seine «Katharinen». So nannte man die Drehorgeln in Polen, weil die polnische Königin Katharina den



Kriegsversehrten solche Orgeln schenkte, damit sie an die Jahrmärkte und über Land ziehen konnten, um auf diese Weise ihr täglich Brot zu verdienen. Heutzutage natürlich ...

Nein, man kann nicht behaupten, daß nicht auch heute noch Menschen vom Drehorgeln leben. Vor ein paar Jahren zum Beispiel passierte dies in Basel: «Nehmen ist seliger als geben», dachte sich ein Maschinenschlosser, legte den Drehorgelmännern während der Herbstmesse kleine Münzen in die Sammelsteller, ließ aber gleichzeitig die größeren Geldstücke aus den Tellern mitlaufen. Urteil: Vier Monate Gefängnis. Und vor fünf Jahren kauften die Stadtväter im deutschen Fulda einem Wohlfahrtsempfänger eine Drehorgel für 700 Mark; den Kaufpreis mußte der Leierkastenmann in kleinen Raten bei der Stadt abzahlen. Es fiel ihm, nebenbei gesagt, nicht schwer. Denn er war so ziemlich von einem Tag auf den andern nicht mehr auf Wohlfahrtsbatzen angewiesen; er verdiente mit seiner Drehorgel bis zu 100 Mark täglich.

Verleger Peter Schifferli geht natürlich nicht mit einem Aeßchen und einem Sparsäulein orgeln und milde Gaben sammeln. Was er gesammelt hat, sind vielmehr – abgesehen von den Instrumenten – Texte zu seinem Hobby. Er hat sie gefunden, und selbstverständlich einen Verleger dazu: sich selber. Sein «Kleiner Drehorgelgruß» soll sein: Ein Nachruf in Wort und Bild auf die verklungene Welt der Leierkasten, der Straßenmusikanten und Drehorgelmänner.

Da erzählt etwa Heinrich Seidel die Geschichte von Peter Gottfried Rempel, der «statt fleißig zu studieren und 's Kolleg zu frequentieren, nur sein Hab und Gut verlumpte», trank und knobelte, liederlich und unmoralisch lebte mit dem Endergebnis: «Schließlich ward er Eckensteher, Sonnenbruder, Orgeldreher, und verblieb mit blauer Nase bis auf heut in dieser Phase. Also zu der Menschheit Plage schleppt er mühsam seine Tage: Heiser tönt sein Schreckgesang zu der Orgel Schauderklang. So ging's Peter Gottfried Rempel – nehmt Euch daran ein Exempel!»

Oder da schwärmt eine englische Maid um 1890 von einem italienischen Orgeldreher: «Mal spielt er eine Polka, ein Marsch dann wieder dröhnt, und durch den hübschen, schwarzen Bart glänzen die Zähne weiß ...» Und wieder Seidel vom armen Orgler in den Höfen der Armenviertel: «Der Leiermann aber blickt und späht, macht sein Lohn ihm nicht entgeht. Und sieh, der Segen bleibt nicht fern, denn Armut gibt der Armut gern. Bald hier, bald dort mit leisem Klapp, in Papier gewickelt, fällt es herab.» Aus Berlin erinnert sich einer: «Als wir kleine Kinda waren und een kleenet Publikum, zog an sommerlichen Tagen mancher Leierkasten rum, is von Hof zu Hof jejangen und wir waren meist dabei, und wir tanzten und wir sangen: «Schöneberch im Monat Mai.»

Nikolaj Aschukin rühmt Musikdosen: «Ich liebe, ganz naiv, Musik aus Dosen, fein kristallisierte Koseliedchen ...» Und in dem hübschen Büchlein hat auch der Spruch auf einer jener Orgeln aus Waldkirch Platz gefunden, von denen ab und zu noch ein Exemplar im Zürcher Albisgüetli als Sehens-, respektive Hörenswürdigkeit steht: «Auf allen Märkten weit und breit ruft uns die Orgel zu: Die Stadt die mich gesendet hat, mein Waldkirch, das bist du!»

Träumli

Junge Leute, welche die Schulstube als idealen Aufenthaltsort betrachten, sind eher Ausnahme denn Regel. Beim Aufgang zu den Ilgenschulhäusern in Zürich heißt es auf einer Metalltafel: «Hunde sind vom Schulareal fernzuhalten.» Von Kinderhand ist ein Wort des Satzes durchgestrichen und ersetzt worden. Jetzt lautet er: «Lehrer sind vom Schulareal fernzuhalten.»